

aus: Gerhard Lohfink, Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes, Herder Verlag: Freiburg i.Br. 1998 (und weitere Auflagen)

Wie es mir mit der Kirche gegangen ist (381-395)

Auf drei verschiedene Weisen habe ich in meinem Leben Kirche erfahren. Wenn ich in meinen Tagebüchern blättere, zerlegt sich mir die eigene Zeit wie von selbst in drei Abschnitte. Der erste reicht von 1934 bis 1964, von der frühesten Kindheit bis zum Ende meiner Tätigkeit als Kaplän. Es waren dreißig Jahre unangefochtenen Lebens in der Kirche. Der zweite Abschnitt geht bis zum Jahre 1986. In dieser Zeit habe ich im Auftrag meines damaligen Bischofs Wilhelm Kempf weiterstudiert und war dann als Professor für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen tätig. Auch diese zweiundzwanzig Jahre waren Jahre in der Kirche. Es gab in ihnen aber eine neue Grundströmung: Kritik, die sich unablässig an der Kirche rieb, vor allem an dem, was wir damals „Amtskirche“ nannten. Seit 1986 lernte ich dann, die Kirche noch einmal mit neuen Augen zu sehen.

Im Laufe der Zeit wurde mir durch viele Begegnungen deutlich, dass diese drei Abschnitte etwas an sich haben, das über mein eigenes Leben hinausreicht. Ähnliche Erfahrungen haben auch andere gemacht und suchen sie zu deuten. Nur deshalb gestatte ich mir, davon zu erzählen. Ich muss allerdings sofort einschränken: Was im folgenden geschildert wird, lässt sich nicht in jeder Hinsicht verallgemeinern. Ich bin in Deutschland aufgewachsen. In anderen Teilen der Weltkirche konnte man in den gleichen Jahren ganz andere Erfahrungen machen. Nicht einmal für Deutschland ist das, was ich hier schildere, einfachhin repräsentativ.

Denn bis 1959 habe ich – abgesehen von kriegsbedingten Unterbrechungen – fast immer in Frankfurt am Main gelebt. Es gab dort kraftvolles kirchliches Leben, Achtung und Aufgeschlossenheit gegenüber den anderen Konfessionen und einen theologisch gut ausgebildeten Klerus. Meine Familie gehörte zu St. Gallus, einer Arbeiterpfarre im Westen der Stadt mit einem gütigen und gläubigen Pfarrer, der bis in die Fußspitzen Seelsorger war und lange vor dem Konzil viele Helfer und Mitarbeiter um sich gesammelt hatte. Es war eine ganz bestimmte kirchliche Situation in einer Großstadt. Anderswo in Deutschland mag es anders gewesen sein. Ich kann nur in wenigen und kleinen Ausschnitten berichten, wie es *mir* mit der Kirche gegangen ist.

*

Zu St. Gallus gehörten in den Jahren vor dem 2. Weltkrieg etwa 12.000 Katholiken. Der Krieg brachte einen tiefen Einschnitt. In den Jahren nach 1945 stieg die Zahl wieder auf 8.000. Die Mehrzahl dieser Pfarrangehörigen stand schon damals der Kirche fern. Trotzdem gab es in dem neuromanischen Gotteshaus und in seinem Umkreis vielfältiges Leben. An den Sonntagen waren die drei Gottesdienste bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch an den Werktagen gingen viele zur Messe. Es gab neben dem Pfarrer zwei junge Kapläne, zwei Schwesterngemeinschaften mit einer Station für ambulante Krankenpflege, einem Altersheim und einem Heim für „gefallene Mädchen“ (so sagte man damals), einen eigenen Kindergarten, einen großen Kirchenchor, mehrere kirchliche Vereine sowie zahlreiche Jugendgruppen, die allerdings, wie überall in Deutschland, von den Nationalsozialisten verboten oder auf den Kirchenraum eingegrenzt wurden.

Obwohl in dieser Großstadtpfarrei diejenigen, die ihr Leben an der Kirche orientierten, in der Minderheit waren, existierte so etwas wie ein kirchliches „Milieu“. Es zeigte sich etwa bei der großen Fronleichnamsprozession, bei der feierlichen Eröffnung der Maiandachten oder bei dem Tod des beliebten und geachteten Pfarrers durch einen Verkehrsunfall. Die Nachricht von seinem Tod verbreitete sich blitzschnell; in kürzester Zeit war die Kirche mit betenden Gläubigen gefüllt.

Ich schmecke noch heute die Atmosphäre mancher Gottesdienste: die in der Abenddämmerung verblassenden Farben der Kirchenfenster, die Blumen, den Weihrauch, die vielen Ministranten, den kräftigen Gesang der Gemeinde, die Sicherheit, im Hause Gottes geborgen zu sein. Ist das nur die alles verklärende Erinnerung an eine glückliche Kindheit? Es muss mehr sein. Für mich war die Pfarrei und mit ihr die Weltkirche, von der wir immer wieder hörten, etwas Wesentliches. Für die Eltern, das spürte das Kind ganz unmittelbar, war der Glaube das Wichtigste. Deshalb vor allem war die Kirche eine Heimat, und deshalb war sie schön.

Allerdings spielte sich das Gemeindeleben nicht nur um die eigentliche Pfarrkirche ab. Unsere Familie wohnte in einer Eisenbahnersiedlung, die vom Hauptgebiet der Pfarrei durch einen riesigen Güter- und Verschiebebahnhof getrennt war. Deshalb hatten die Gläubigen dieser Siedlung sonntags in der Turnhalle einer öffentlichen Schule einen eigenen Gottesdienst. Damit er stattfinden konnte, mussten eine Menge von Turngeräten in einen Nebenraum geschoben, dann ein Holzaltar aufgebaut und viele Stühle aufgestellt werden. Währenddessen fingen Frauen an, die Turnhalle mit Blumen zu schmücken und Stoffe in den jeweiligen liturgischen Farben aufzuhängen. Das Ganze war ein Provisorium, aber gerade weil es ein Provisorium war, sammelte es die Gläubigen der Siedlung um

den Altar – viele Jahre lang, längst vor dem Konzil. Jeden Samstag hieß es bei nicht wenigen Erwachsenen und Jugendlichen: „Kommt, wir gehen aufbauen!“ Gemeint war nur die Herrichtung der Turnhalle. Aber die sorgfältige äußere Zurüstung des Gottesdienstes baute auch Gemeinde auf.

In den Bombennächten des Krieges brannte unsere Siedlung ab und mit ihr das Reihenhaus, in dem wir wohnten. Als der Krieg 1945 zu Ende war, fanden wir eine neue Wohnung, nahe bei der alten Pfarrkirche, die ebenfalls durch Bomben zerstört worden war und in deren Trümmern nun eine Notkirche errichtet wurde. In den folgenden Jahren erlebte ich noch einen letzten Ausläufer der katholischen Jugendbewegung, die zwischen den beiden Weltkriegen in Deutschland eine außerordentliche Kraft entfaltet hatte. Sie hatte damals junge Christen zu einem lebendigeren Glauben geführt und sie – vor allem über die Liturgie – tiefer mit der Kirche verbunden. Aufgrund seiner Erfahrungen mit diesem jugendlichen Aufbruch in der Kirche konnte Romano Guardini 1920 formulieren:

„Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: *Die Kirche erwacht in den Seelen*. Das will recht verstanden sein. Vorhanden war sie stets, und allezeit hat sie für den Glaubenden Entscheidendes bedeutet: Er hat ihre Lehre aufgenommen, ihre Weisungen befolgt; ihr starkes Sein war ihm Halt und Zuversicht. Als aber die individualistische Entwicklung seit dem ausgehenden Mittelalter eine gewisse Höhe erreicht hatte, wurde die Kirche nicht mehr als Inhalt des eigentlichen religiösen Lebens empfunden. Der Gläubige lebte wohl in der Kirche und war von ihr geführt; er lebte aber immer weniger *die* Kirche. (...)

Der einzelne lebte für sich. ‚Ich und mein Schöpfer‘ war für viele die einzige Formel. Die Gemeinschaft war nichts Ursprüngliches, sondern stand erst in der zweiten Linie. Sie war nicht von vornherein da, sondern bedacht, gewollt, hergestellt. Der eine ging zu den anderen, nahm sich der anderen an, ließ sie zu sich. Aber er stand nicht ursprünglich unter ihnen, nicht mit ihnen in lebendiger Einheit zusammen. Es war keine Gemeinschaft, sondern Organisation, wie überall, so auch im Religiösen. Wie wenig empfanden die Gläubigen im Gottesdienst sich als Gemeinschaft! Wie aufgelöst war der innerlich! Wie wenig war der einzelne sich der Pfarrgemeinde bewusst! Wie individualistisch wurde das Sakrament der Gemeinschaft, die ‚Kommunion‘, aufgefasst!“

Guardini beschreibt dann, wie dort, „wo die Quellen der neuen Zeit sind, in der Jugendbewegung“, „die ungeheure Tatsache ‚Kirche‘ wieder lebendig wird“. Schließlich sagt er:

„Wirksam aber muss das alles nicht bloß in Büchern und Reden werden, sondern dort, wo die Kirche für den einzelnen zunächst gegeben ist: in der *Pfarr-gemeinde*. Wenn dieser Vorgang der ‚kirchlichen Bewegung‘ voranschreitet, so muss er zu einer Erneuerung des Gemeindebewusstseins führen. Das ist die gegebene Weise, wie die Kirche erfahren wird. Dass der einzelne mit ihr lebe, sich für sie mitverantwortlich wisse, für sie arbeite, ist der Maßstab seiner wahren – nicht geredeten – Kirchlichkeit.“

Hat sich die Prophetie Romano Guardinis erfüllt? Schon 1947 schrieb Ida Friederike Görres“:

„Es gibt das ‚Erwachen der Kirche in den Seelen. Es gibt auch das ‚Sterben der Kirche in den Seelen‘. Wir erleben es rund um uns, mitten unter uns, selten als plötzlichen Zusammenbruch unter dem Blitzschlag einer Katastrophe, ... sondern als das langsame, schleichende, unmerkliche Sterben an Erkältung und Verarmung an geistlicher Unterernährung und Verhärtung. Das schleppt sich so hin, bis die Kirche ihnen nur mehr als ein Äußerliches und Fremdes drückend, fordernd, herausfordernd gegenübersteht, nur mehr Organisation, Zwang, Machtgebilde.“

Auch das war prophetisch. Zwar lebte 1945 die Jugendbewegung noch einmal auf. Da gab es Gemeinschaftsmessen, Bekenntnisfeiern, Fahrten, Zeltlager, Laienspiel, Heimabende, Führerrunden, ein wöchentliches Abendgebet der Jugend in einer Seitenkapelle des Dorns. Bei den monatlichen Jugendpredigten in einer großen Kirche der Frankfurter Innenstadt versammelten sich Hunderte von Jugendlichen.

Aber das hatte keinen langen Bestand mehr. Es ist eigentümlich, wie schnell in den sechziger Jahren all das, was einmal „Jugendbewegung“ gewesen war, hinweggespült wurde. Wenn ich heute die Lieder und Feiertexte von damals lese, wundere ich mich auch nicht. Es war eine hochstilisierte Sprache, die an den entscheidenden Punkten ungenau wurde. Sie sprach vom „Reich“ und meinte damit das Reich Christi, aber auf seltsame Weise waren in dieses Reich immer Deutschland und das deutsche Volk hineingemischt. Sie sprach vom „Bauen“ des Reiches Christi. Aber wo und auf welche Weise konnte das geschehen? Jeder sollte in der Schule oder an seinem Arbeitsplatz Christus bezeugen. Aber je säkularisierter sich die Gesellschaft zeigte, desto schwieriger wurde so etwas. Daß die Jugendbewegung dann derart schnell zusammengebrochen ist, zeigt, dass sie keinen festen Boden hatte, auf dem ihre großen Wörter wie „neue Zeit“, „Bund“, „Reich“, „Selbsterziehung“, „Lebensgestaltung in Christus“ über die jugendliche Begeisterung hinaus im realen Miteinander gelebt worden wären.

Zurückblickend habe ich aber nicht nur meine Fragen an die Jugendbewegung, sondern auch an das kirchliche Milieu, das ich als Kind und Jugendlicher noch erlebt habe. Es gab damals sicher viel Gutes. Es gab sogar so etwas wie ein „Erwachen der Kirche in den Seelen“. Und doch lebte diese Kirche in erschreckenden Defiziten. Sie sind ihr kaum anzulasten, aber sie liegen heute offen vor unseren Augen.

Die Kirche hat die beiden Weltkriege nicht verhindert. Sie konnte sie auch nicht verhindern. Sie brachen über sie herein. Was aber heute nachdenklich macht, ist über das Faktum der beiden Kriege hinaus etwas anderes: Kirche ist Leib Christi über alle Grenzen hinweg, Gottesvolk zwischen den Völkern. Dass 1914 Christen gegen Christen, Getaufte gegen Getaufte mit Begeisterung in den Krieg zogen, wurde gar nicht als himmelschreiende Zerstörung dessen, was Kirche von ihrem Wesen her ist, wahrgenommen. Dies war die eigentliche Katastrophe. Und dass der Krieg Hitlers ein verbrecherischer Krieg war, dem sich die Christen in Deutschland von vornherein hätten verweigern müssen, war wiederum keine Frage, die damals die Gewissen einer großen Zahl aufgewühlt hätte.

Es geht mir nicht darum, ob solche Verweigerung überhaupt möglich gewesen wäre und was sie gekostet hätte. Es geht darum, dass die Beteiligung an beiden Weltkriegen von den meisten Getauften in Deutschland nicht einmal als Problem des christlichen Gewissens begriffen wurde. Ähnliches gilt für die kirchliche Lähmung, als die Synagogen brannten und die Christen in Deutschland für ihre jüdischen Schwestern und Brüder hätten eintreten müssen. Ich habe als Kind noch die Männer und Frauen gesehen, die man gezwungen hat, sich einen gelben Judenstern auf die Kleidung zu nähen. Eines Tages sah man sie nicht mehr.

Dabei haben die Kirchen in Deutschland durchaus Widerstand gegen Hitler geleistet. Auch einen unserer Kapläne aus St. Gallus holte die Geheime Staatspolizei (Gestapo) wegen seiner Predigten ins Gefängnis. Aber dieser Widerstand hatte seinen Anlass in der zunehmenden Einschnürung des kirchlichen Lebens, in der Wegnahme kirchlicher Einrichtungen oder in der Ausmerzungen der Geisteskranken. An der Frage des Krieges und der Verfolgung der Juden hat er sich nur bei wenigen entzündet.

Das alles zeigt, dass die in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland blühende katholische Kirche mit ihren überreichen Priester- und Ordensberufen, ihren vielen Verbänden und Institutionen, ihrer liturgischen Bewegung, ihrem guten Gottesdienstbesuch und dem christlichen Milieu, das es noch gab oder das sich neu bildete, nicht in allem auf festem Grund stand. Da gab es teilweise sehr dünnen Boden, ausgedehnte Hohlräume, die jederzeit einbrechen konnten. Es waren nicht einfach nur leer gewordene Traditionen, die in der 2. Hälfte des 20.

Jahrhunderts in vielen christlichen Familien den Glauben schwinden ließen. Dasselbe geschah auch dort, wo das kirchliche Leben blühte oder neu aufgeblüht war. Gerade deshalb habe ich davon erzählt.

*

1968 begannen die Studenten in den USA und in Westeuropa, an die Gesellschaft radikale Fragen zu stellen. Seitdem wurden sie auch in der Kirche gestellt. Ich weiß noch sehr gut, wie mich dieses kritische In-Frage-Stellen während der Arbeit an meiner Dissertation einholte. Nicht als ob ich vorher nichts von der Schuld der Kirche und der Not ihrer Geschichte gewusst hätte. Aber das war im Kopf eher unter Apologetik einsortiert, unter Verteidigung des Christentums. Jetzt aber flutete bei vielen anderen und auch bei mir wie eine tiefe Grundströmung eine dauernde Unzufriedenheit mit dem konkreten Erscheinungsbild der Kirche heran. Alles sollte anders werden – vom Vatikan bis zur kleinsten Pfarrei.

Wir wollten keinen kirchlichen Pomp mehr, keine unverständlichen Riten, keine verbrauchten Kirchenlieder, keine kuriale Bürokratie, keine klerikale Sondertracht. Wir wollten eine menschliche Sprache im Gottesdienst, neue Lieder, Gebete, in denen unser wirkliches Leben vorkam, Gottesdienstleiter, die wie normale Menschen sprachen und Kommunikation herstellten. Wir sehnten uns nach Bischöfen, die nicht mehr in ihrem Palais, sondern irgendwo zur Miete wohnten, und nach Christen, die so lebten, dass es jedem in der Gesellschaft plausibel wäre. „Mitten in der Welt“, zunächst gar nicht zu erkennen und dann doch zu erkennen – das war das heimliche Ideal.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat mich und viele andere in Deutschland gar nicht so sehr bewegt. Natürlich freuten wir uns über die Bilder, die das Fernsehen zeigte, über die Kommentare des Jesuiten Mario von Galli und über das Auftreten jener Kardinäle, die dem Konzil gleich zu Beginn eine andere Richtung gaben. Aber theologisch war mir das, was die Konzilsdokumente dann sagten, längst geläufig – so dachte ich jedenfalls. Es dauerte noch ziemlich lange, bis mir aufgegangen ist, was das Konzil vor dem Hintergrund der gesamten Kirchengeschichte in Wahrheit bedeutete und welchen Reichtum es formuliert hat.

Ich hatte in den 60er Jahren eine amerikanische Wochenzeitung abonniert: „The National Catholic Reporter“. Sie gefiel mir, weil es etwas Vergleichbares unter den deutschen Kirchenzeitungen nicht gab. Da wurden soziale Missstände in Südamerika angeprangert, nordamerikanische Bischöfe offen kritisiert, gesellschaftliche Trends genauestens beobachtet. Kritik an der Kirche nistete damals in allen Ecken unseres Bewusstseins.

Leider war diese Kritik mit einer geradezu naiven Sündenbock-Ideologie verknüpft: die Bischöfe und die römische Kurie waren schuld, dass die Kirche in der

Öffentlichkeit auf zunehmende Ablehnung stieß, denn sie verhinderten jede sinnvolle Reform. Hätte die Kirche erst einmal mehr reformfreudige Bischöfe, so würde sie wieder jung und anziehend werden. Diese latente Unzufriedenheit brach offen durch, als Papst Paul VI. 1968 die Enzyklika *Humanae vitae* veröffentlichte. Ich habe damals in einer kleinen Kirche meines Studienortes, in der ich regelmäßig den Gottesdienst hielt, drei Sonntage lang gegen diese Enzyklika gepredigt und Kardinal Döpfner in München einen zornigen Brief geschrieben.

In Tübingen verschob sich mir dann langsam und zunächst unausgesprochen die Perspektive. Es war zwar immer noch so, dass sich kritische Spitzen in meinen Vorlesungen und Veröffentlichungen vor allem gegen das ängstlich Beharrende in der Kirche richteten und fast nie gegen die Torheiten der anderen Seite. Aber allmählich wurde mir doch die Fragwürdigkeit jener Liste von Veränderungen bewusst, die anfangs von einigen Wortführern und dann von immer mehr Katholiken in Deutschland propagiert wurde: Abschaffung des Zölibatsgesetzes, Priestertum der Frau, Möglichkeit der kirchlichen Ehescheidung, demokratische Wahl der Bischöfe, Interkommunion, aktualisierte Glaubensbekenntnisse und ähnliches.

Wäre die Kirche denn erneuert, wenn erst einmal all das eingeräumt sein würde? Ich konnte es immer weniger glauben. Erneuerung würde Umkehr voraussetzen, und mit Umkehr hatte diese penetrant vorgetragene Liste wenig zu tun. Es gab andere Kirchen, die das alles seit Jahrhunderten oder Jahrzehnten durchexperimentierten. Der Glaube war dort nicht größer, die Gemeinden waren nicht lebendiger geworden. Der ungeheuerliche Glaubensabbruch in Deutschland – bei den Gebildeten schon seit der Aufklärung und bei den breiten Massen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts – musste andere Gründe haben. Letztlich ging es dabei um die Gottesfrage.

Das wird in zahlreichen Selbstzeugnissen des 20. Jahrhunderts deutlich. Bemerkenswert war in dieser Hinsicht besonders der Lebensbericht von Vilma Sturm „Barfuß auf Asphalt“. Er wurde mir wichtig, weil sich in ihm vieles widerspiegelte, was ich in der eigenen Umgebung wahrnahm. Die Journalistin Vilma Sturm steht geradezu exemplarisch für mehrere Phasen des deutschen Katholizismus. Aufgewachsen war sie im katholischen Rheinland, war als Jugendliche von der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen geprägt worden, hatte auf der Burg Rothenfels ein Stück Jugendbewegung erlebt; hatte sich später mit größtem Engagement dem sogenannten „Linkskatholizismus“ zugewandt und zusammen mit Dorothee Sölle und anderen drei Jahre lang das „Politische Nachtgebet“ in der Kölner Antoniterkirche veranstaltet. Als sie alt wurde, kam ihr der Glaube abhanden. Die Schilderung dieses Vorgangs bildet das bedrückende

Ende ihrer Autobiographie. Zuletzt wohnte sie in Köln und ging dort noch eine Zeitlang in die Agneskirche.

„Ich blieb in der Agneskirche zu Hause, fand dort mein Genügen, für eine Weile noch. Dann ging das zu Ende. Dann glitt ich, wie ein Boot gleitet, ohne Segel, ohne Ruderschlag, nur von der Strömung getrieben, fort. Die Strömung, das waren die um mich herum, die mir lieb waren: die Tochter nicht vor dem Altar getraut, die Enkel nichtgetauft, sie und ihr Mann und seine Mutter, die zwanzig Jahre vorher zum Katholizismus konvertiert war, traten aus der Kirche aus. Auch viele Freunde hatten einfach keine Lust mehr, auch der Bruder nicht mit seiner Familie. Häufig war es die pure Feindseligkeit, öfter noch Gleichgültigkeit und Überdruß (...)

Gewiss lag das nicht an diesem oder jenem Versagen der Kirche; die war uns ja schon lange, bis auf den Papst Johannes, eher gleichgültig gewesen, eine zum Widerstand herausfordernde Institution. Aber warum wandten wir uns mit der Zeit auch von Gemeinde und Gottesdienst ab, daist auch von Bibel und Gebet, damit schließlich überhaupt von jeglicher ausdrückbaren Frömmigkeit? Ich weiß es nicht. Ich befinde mich mitten im Prozeß einer Ablösung, die an mir geschieht, ohne dass ich es will. Ich gleite und gleite immer weiter fort, irgendwohin ins Leere, wo niemand mehr ist, auch kein Echo, wenn ich versuche, zu rufen. Kaum sind noch die Gestade sichtbar, von denen ich kam; und die Worte, die Namen, die ich einmal hatte, um das Heilige zu benennen, haben sich in Nebel aufgelöst.

Die Worte in der Kirche sind meine Worte nicht mehr, ich weiß überhaupt keine Worte, mit denen ich gemeinsam mit anderen Gottesdienst halten könnte. (...)

Schon der erste Satz des Vaterunsers, des Credo, lähmt meine Zunge. Ich soll es ‚Vater‘ nennen, dies schauerliche Geheimnis hinter dem Lauf der Welt? Nie und nirgendwo auffindbar (weil es doch jenseits von Zeit und Ort ist) und schon gar nicht oben – denn wo ist oben, wo unten, wenn man sich auf einer rotierenden Kugel befindet? Er hat sich jeglichem Begriff, jeglichem Wort, jeglicher Anrede entzogen. Alleräußerstenfalls kann ich sagen: Ich hoffe, dass er ist– nichts weiter.

Ich hoffe, dass er ist, dass er da sein wird in der Stunde meines Todes und mich bei sich sein lassen wird im Nie und Nirgendwo, in dem er wohnt. Gleichzeitig zittere ich davor, dass es anders sein, dass mir nichts bleiben könnte als Sarg und Grab und Verwesung. Aber ich zittere nur im Dunkeln, nachts, wenn ich nicht schlafen kann. Bei Tage bin ich wie alle, die leben, als gäbe es den Tod nicht.“

Dieser Bericht ist durchaus repräsentativ für das, was sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland und anderen europäischen Ländern abspielt: Der Glaube erreicht in vielen Familien nicht mehr die nächste Generation. Nicht alle könnten es für sich selbst so exakt formulieren wie Vilma Sturm. Bei vielen verläuft es oberflächlicher und eher noch unmerklicher. Aber es geschieht. Es ist wie eine unaufhaltsame Erosion.

Entscheidend ist in dem Bericht der Satz, Gott sei „nie und nirgendwo auffindbar“. Wenn die Bibel formuliert, Gott wohne „in unzugänglichem Licht“ (1 Tim 6,16), scheint sie Ähnliches zu sagen. Die Grundaussage der Bibel lautet dann allerdings, dass dieser verborgene Gott sich selbst bis in sein innerstes Herz erschlossen und sich in seinem Volk und in Jesus Christus endgültig an die Welt gebunden habe. Die Grundbewegung der Heilsgeschichte ist gerade, dass Gott in der Welt auffindbar wird, dass er in ihr einen Ort gewinnt, wo sein Wille erkannt werden kann und wo sein Name anrufbar ist. Irgendwie hat Vilma Sturm das alles gewusst. Aber dieser Ort ist ihr verblasst, und deshalb ist ihr Gott entschwunden.

Dass die Kirche als der Ort der leibhaften Nähe Gottes so wenig mehr wahrnehmbar war, für viele sogar abstoßend wurde, hatte mich schon während meines Weiterstudiums immer wieder beschäftigt. Zunächst dachte ich, man müsse vor allem die alten Glaubensaussagen besser in das Heute übersetzen und für die Christen des 20. Jahrhunderts die richtige Sprache finden. So war ich neben meiner wissenschaftlichen Arbeit oft unterwegs, hielt Predigten und Vorträge, redete über das Gottesbild der Bibel, über die Ostererzählungen der Evangelien, über alles, „was nach dem Tod kommt“, über das, „was mich an Jesus fasziniert“, über Jesu Gleichnisse und Wunder, über Formen und Gattungen der Bibel. Die ständigen Anfragen waren kaum zu bewältigen.

Aber hatte das alles einen Sinn? Was hilft das Übersetzen, wenn es nicht das Ufer gibt, an dem die Fähre festmachen kann? Was nutzt das Umwandeln alter Wörter in neue, wenn das Wort keinen Boden hat, auf den es ausgesät werden kann? Auch die bemühtesten Vorträge und Vorlesungen laufen ins Leere, wenn es den Ort nicht gibt, an dem die großen Worte der Theologie real gelebt werden und der gemeinsam gelebte Glaube die Theologie trägt. Es hat in der Geschichte der Kirche noch niemals so viel Religionsunterricht und eine so gut organisierte Erwachsenenbildung gegeben wie heute in Deutschland. Doch die Ortlosigkeit des Christlichen nimmt zu.

Meine Doktorarbeit hatte ich über die „Himmelfahrt Jesu in den lukanischen Schriften“ geschrieben. Da ging es noch ganz um das Anliegen der richtigen „Übersetzung“. Aber dann begab ich mich mehr und mehr auf die Suche nach dem, was Kirche ist. Es war kein Zufall, dass ich meine Habilitationsarbeit über

die „Sammlung Israels“ als Leitlinie der lukanischen Ekklesiologie schrieb. Später hat mich dann das Thema der Kirche im Neuen Testament mehr und mehr beschäftigt, und zwar nicht nur theoretisch.

Anderen ging es ähnlich. Wir sehnten uns nach einer Kirche, in der die Gemeinschaft des Glaubens konkret erfahrbar war. Das war auch schon ein Grundgedanke der katholischen Jugendbewegung gewesen. Jetzt meldete er sich neu, wenn auch in anderer Konstellation. Seit den siebziger Jahren fanden sich in Deutschland an vielen Orten Christen zusammen, die ihren Glauben miteinander leben wollten. Oft nannten sie sich einfach „Familienkreis“ oder, wenn mehr Soziologie ins Spiel kam, „Basisgemeinde“. Die Sehnsucht nach lebendigeren Gottesdiensten, bei denen alle beteiligt waren, spielte dabei eine große Rolle, zugleich die Sorge um den Glauben der Kinder in einer immer glaubensloseren Umwelt.

Die meisten dieser Gruppen wollten weg von einem privatistischen Glauben, von Gottesdiensten, in denen man den Nachbarn in der Kirchenbank nicht kannte und auch nie etwas mit ihm zu tun haben würde. Sie wollten aber auch weg von einer allzusehr auf Institutionen festgelegten Gestalt des kirchlichen Lebens. Ich weiß noch, wie wir uns in einer solchen Gruppe in Rottenburg, zu der ich mit vielen Erwartungen gestoßen war, notgedrungen jeweils für ein Jahr auf zwei Verantwortliche einigten: Es musste ja wenigstens jemanden geben, der die anderen zusammenrief. Aber sonst sollte alles möglichst spontan sein und aus der Gruppe herauswachsen.

Damals schrieb ich das Buch „Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?“ Ich hatte mir zum Ziel gesetzt, vom Neuen Testament her zu zeigen, dass Glaube auf Gemeinschaft angelegt ist – und zwar auf Gemeinschaft, die sich von der übrigen Gesellschaft in klaren Konturen unterscheidet. Mir ging es um die Botschaft der Texte, um die Gesellschaftsgestalt des christlichen Glaubens, aber das Buch musste geradezu als Beschreibung einer Abfolge verstanden werden: von der Gemeinschaft zur Gemeinde – in einer Art *direttissima*, für jede sich bildende Gruppe schnell gangbar, dazu noch von Jesus selbst legitimiert.

Erst später ist mir in einem neuen Erfahrungshorizont aufgegangen, dass so kein Weg zur „Gemeinde“ hinführt. Jesus musste sterben, damit aus seinen Jüngern Kirche werden konnte. Ohne seinen Tod hätten die Zwölf nichts verstanden und sich weiterhin gestritten. Nach Lukas taten sie es sogar noch beim Abendmahl. Es gehört durchaus in diesen Zusammenhang, dass die Kirche seit altersher dort, wo sie sich als Gemeinde versammelte, die Gebeine von Märtyrern oder Heiligen in ihrer Mitte haben wollte. So sehr der Reliquienkult entarten konnte – er hat in allen Jahrhunderten das Wissen der Kirche widerspiegelt,

dass Gemeinde nicht möglich wird ohne Menschen, die ihr ganzes Leben hergegeben haben.

Insofern ist Gemeinde etwas durchaus Gefährliches. Wo es sie gibt, lebt sie vom Tod und von der Auferstehung Jesu oder sie lebt überhaupt nicht. Wo es sie gibt, hat sie Anteil an der großen Geschichte, in der Gott sein Volk führt. Deshalb ist sie auch nicht machbar, sondern wird von Gott geschaffen. Deshalb auch die vielen Enttäuschten, die sich zusammenfanden zu etwas Neuem, das sie selbst machen wollten, meist für ihre Bedürfnisse, und denen dann das Neue in den Händen zerrann.

Vielleicht hätte auch ich zu diesen Enttäuschten gehört, wenn ich nicht 1982 durch die Bekanntschaft mit dem Neutestamentler Rudolf Pesch und aufgrund von Erzählungen meines Bruders Norbert der Integrierten Gemeinde begegnet wäre. Sie war die Antwort auf viele Fragen nach der Erneuerung der Kirche, die mich seit langem bewegt hatten. Nach einer Phase des Kennenlernens gab ich 1986 meine Professur in Tübingen auf und zog mit dem Einverständnis meines Bischofs nach München. Meine alten Eltern nahm ich mit.

*

Ich wollte erzählen, wie es mir mit der Kirche gegangen ist. Am Ende habe ich das gefunden, wovon so viele biblische Texte sprechen und was ich mir seit langem ersehnt hatte. An dieser Stelle müsste ich es nun schildern und vom Leben in der Integrierten Gemeinde erzählen. Aber ich weiß nicht, wie das gelingen sollte. Farben kann man nur schwer beschreiben. Und wie sollte man eine Rose mit bloßen Worten erklären? Man muss sie anschauen.

Im ersten Kapitel des Johannesevangeliums (1,35–51) wird eine seltsame Szene erzählt. Jesus geht an Johannes dem Täufer und an zwei Jüngern des Täufers vorüber. Johannes zeigt auf Jesus und sagt: „Seht, das Lamm Gottes!“ Da gehen die beiden Jünger hinter Jesus her. Jesus dreht sich um und fragt sie: „Was sucht ihr?“ Sie antworten nicht: „Wir würden gern wissen, wer du eigentlich bist, was es mit dir auf sich hat, wie du dich selbst verstehst und wofür du eintrittst.“ Das alles fragen sie nicht, sondern sie fragen nur: „Rabbi, wo wohnst du?“ Und Jesus antwortet ihnen: *Kommt, und ihr werdet sehen!*

Das heißt: Wenn Gott an seinem Volk handelt, kann man darüber nicht nur reden. Man muss seine Füße in Bewegung setzen. Die beiden Jünger haben es getan: „Sie gingen mit ihm und sahen, wo er wohnte, und blieben an jenem Tag bei ihm.“ Was sie bei Jesus wirklich gesehen haben, bleibt eine Leerstelle in der Erzählung. Es wird nicht geschildert. Es hat jedoch ihr Leben verändert. Denn am nächsten Tag sagt einer der beiden, Andreas, zu seinem Bruder Simon: „Wir haben den Messias gefunden.“

Wenige Verse weiter wird das „Kommt, und ihr werdet sehen!“ erneut aufgegriffen. Jetzt sagt es nicht mehr Jesus, sondern Philippus sagt es zu Natanael. Philippus hatte Natanael voll Freude berichtet: „Wir haben den gefunden, über den Mose im Gesetz und auch die Propheten geschrieben haben: Jesus, den Sohn des Josef, den aus Nazaret.“ Auf die skeptische Gegenfrage „Kann denn aus Nazaret etwas Gutes kommen?“ antwortet Philippus: *Komm und sieh!*

Das heißt aber: Es ist kein Privileg des Messias, so reden zu dürfen. Die Aufforderung „Komm und sieh!“ darf in der Kirche weitergehen. Sie muss es sogar. Das Zweite Vatikanum nennt die Kirche das „messianische Volk“. Die Zeichen des Messias bleiben also nicht auf Jesus begrenzt, sie setzen sich in der Kirche fort, drängen immer wieder hervor – und dann wollen sie angeschaut werden. Es darf nicht sein, dass die Theologen lediglich darüber reden, dass frühere Theologen darüber redeten, dass Gott einmal geredet, habe. Deshalb kann ich an dieser Stelle nur sagen:

Ich durfte, seitdem ich mich der Integrierten Gemeinde und ihrer Priestergemeinschaft angeschlossen habe, ohne eigenes Verdienst als ein spät Hinzugekommener die Schönheit der Kirche neu erfahren: den Reichtum und die Heilskraft ihrer Sakramente, die Kostbarkeit ihrer Traditionen, den sachgerechten und gerade deshalb menschengerechten Bauplan ihrer Gemeinden, ihre Internationalität, ihre Herkunft aus dem Unterscheidungswissen Israels, ihre Gesellschaftsgestalt, ihre Welthaltigkeit.

Ich durfte erfahren, dass es das christliche „Milieu“, das mir als Kind den Glauben gerettet und Heimat geschenkt hatte, auch heute geben kann – nun freilich in einer ganz anderen Form: viel weltlicher, viel ausgesetzter und aufgeklärter, und gerade so noch viel stärker und tragender.

Ich durfte schließlich erfahren, dass Gott mit schwachen und sündigen Menschen, deren Kräfte nie ausreichen angesichts der Aufgaben, die ständig auf sie zukommen, dennoch sein Werk tun kann. Dafür preise ich ihn.

Aus dem Wikipedia-Artikel „Integrierte Gemeinde“: Die Katholische Integrierte Gemeinde (KIG) war eine 1965 von dem Ehepaar Traudl und Herbert Wallbrecher gegründete, apostolische Vereinigung in der römisch-katholischen Kirche und nach deutschem Recht ein eingetragener Verein mit Sitz in Baierbrunn. Sie war in verschiedenen Diözesen Deutschlands, Österreichs, Italiens und Tansanias kirchlich anerkannt und vom jeweils zuständigen Ortsbischof kanonisch errichtet. Die Aktivitäten gingen ab 2010 spürbar zurück. Nach einer Untersuchung der Vereinigung durch das Erzbistum München und Freising löste der Münchener Erzbischof Kardinal Reinhard Marx sie im November 2020 (in seiner Diözese) kirchenrechtlich auf. Inzwischen folgten die meisten deutschen Bistümer und lösten die Integrierten Gemeinden ebenfalls auf.